

**Landesbibliothek Oldenburg**

**Digitalisierung von Drucken**

**Mitteilungen aus Oldenburg**

**Oldenburg, 9.1843 - 14.1848 [?]**

No. 9, 2. März 1844

**urn:nbn:de:gbv:45:1-4432**

# Mittheilungen

aus

## Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Sehnter Jahrgang.

N<sup>o</sup> 9.

Sonnabend, den 2. März.

1844.

### Auch Etwas über Stolgebühren, mit Beziehung auf die Stadt Oldenburg.

Die seit dem Anfange d. J. 1843 in Oldenburg erscheinenden sogenannten »Neuen Blätter« umfassen nicht nur, wie der Titel sagt, »Stadt und Land«, sondern auch alle Verhältnisse derselben, und haben dabei das Eigenthümliche, daß sie jeden Gegenstand als in der That »neu« auffassen, d. h. die ante acta wenig oder gar nicht berücksichtigen. So wurde vor einigen Monaten den Gemeinden das Recht, ihre Geistlichen selbst zu wählen, vindicirt, ohne daß der Vertheidiger in die Vergangenheit blickte, und nachforschte, ob die Gemeinden dies Recht ursprünglich gehabt, und wie sie es, wenn das der Fall war, verloren hätte, ja ohne daß der Mann, der sich gewissermaßen zum Advocatus piarum causarum aufwarf, sich auch nur in der Gegenwart umfah, und etwa nach Rheinpreußen blickte, wo die Sache gerade lebhaft verhandelt wurde.

So wird in N<sup>o</sup> 16 über die Stolgebühren gesprochen mit sehr oberflächlicher Berücksichtigung der Literatur, die besonders, wenn man die in Zeitschriften zerstreuten kleinen Abhandlungen mitzählt, überaus reichhaltig ist, obgleich nicht älter, als etwa sechzig Jahre; denn sie datirt sich von dem Zeitpunkte her, wo die französische Aufklärung die Religion zum Kultus, die Kirche zur Staatsanstalt, und die Geistlichen zu schwarzgekleideten Polizeidienern herabzuwürdigen begann. Was 1783 in Mecklenburg Gegenstand einer Preisfrage war, wird heut zu Tage aus einem andern Standpunkte betrachtet, als da-

mals; der in den N. Bl. selbst angedeuteten eigenthümlichen Localverhältnisse nicht einmal zu gedenken. Und wie wenig kann es frommen, wenn solche Fragen, die nicht bloß das Mein und Dein betreffen, sondern tief in das Gemüthsleben der Geistlichen eingreifen, so vor dem Publikum verhandelt werden, ohne diese nur zu fragen, ob ihnen das auch angenehm sei?

Es sind doch wahrlich nicht leere Worte oder eine lächerliche Besorgniß, die sich in der Aeußerung der Majorität im Stadtrathe aussprach: daß durch feste Besoldung der Prediger eine Entfremdung derselben von der Gemeinde bewirkt werden möchte. Was dagegen gesagt wird, ist Nichts, gar Nichts. Denn hat der Geist der Zeit ohnehin die Stellung der Prediger zu einzelnen Gemeindegliedern verändert, sollte man darum das Wenige, das noch erhalten ist, preisgeben? (Die neuen Formen, die der Zeitgeist aufgesucht haben soll, sind Hirngespinnste.) Und wenn die gesammte Bildung auch dem geistlichen Stande eine andere allgemeynere Richtung gegeben haben soll, so kann dadurch doch die eigentliche Bestimmung des Seelsorgers nicht verändert werden. Wie aber die Aufgabe selbst gleich anfangs mißverstanden ist, die gelöst werden sollte, zeigt der seltsame Antrag eines Verbots, kraft dessen Niemand einem Prediger ferner ein Geschenk machen, noch ein Prediger ein solches annehmen dürfte, sobald die Stolgebühren aufgehoben wären. Das heißt doch, das Kind mit dem Bade ausschütten. Der von Justiz- und Polizeibeamten hergenommene Vergleich paßt, wie die Faust auf's Auge, da bei Predigern nicht von Bestechung die Rede sein kann, wozu jene in ihren Verhältnissen verführt werden könnten. Auch wenn Harms

nur unparteiisch excerptirt und beurtheilt wäre, ergäbe sich ein anderes Resultat.

Wie ganz äußerlich die Sache aufgefaßt wird, sieht man auch daraus, daß die Belohnung für den Confirmandenunterricht nach der Anzahl der Confirmanden abgesehätzt werden soll. Selbst wenn nach der Zahl der Unterrichtsstunden gerechnet würde, wäre es seltsam, obgleich hier eine Parallele mit Schreib- und Exercitienmeistern gezogen werden könnte. Und haben denn die Eltern eine Wahl? Müssen sie nicht ihre Kinder dem sogenannten Weichwater übergeben, wenn er ihnen auch sonst noch so fern steht, entfernter selbst, als jeder andere Prediger? Oder wie könnte »die größere Liebe und das größere Vertrauen der Gemeinde« darin sich offenbaren, daß einem Geistlichen »der größte Theil der Geschäfte« zugewiesen würde? Muß nicht Jeder den Quartallisten nehmen? Hätte diese der Stadt Oldenburg, so viel bekannt, ganz eigenthümliche Einrichtung sich bilden und erhalten können, wenn nicht die vollkommenste Gleichgültigkeit sie hervorgeufen und tolerirt hätte?

Was aber soll man sagen, wenn Delmenhorst als eine Stadt namhaft gemacht wird, wo die »feste Befestigung der Geistlichen aus Gemeindemitteln bereits ausgeführt sei, und zwar zur Zufriedenheit Aller?« Das mag man in Paris und Amerika glauben (denn so weit rühmen sich die N. Bl. verbreitet zu sein); aber hier glaubt es kein Mensch, da man das Gegentheil weiß.

Nein, so ein medium rapere in rem ist ein schlechter Anfang; denn die kundigen Leser finden keinen Anknüpfungspunkt, die unkundigen Leser aber werden präoccupirt, durch die Zuverlässigkeit der Behauptungen für den neuen Plan eingenommen, oder durch die Schwäche der Gründe, mit denen er unterstützt ist, ganz zurückgeschreckt.

Und nur noch Eins hinzuzufügen, weise ich auf Bremen hin, wo wahrscheinlich eine fixe Salairirung der Prediger leicht zu bewirken wäre, und doch die Stolzgebühren, selbst in ganz reformirten Gemeinden, beibehalten sind, und zwar »zur Zufriedenheit Aller.« In Oldenburg sollte man lieber noch ein paar Prediger anstellen, event. eine Kirche für die Landgemeinde bauen.

Ein Protestant.

## Theater.

### Morig von Sachsen.

Trauerpiel von Pruz.

Wieder eines von den Stücken, welche in dem Glauben bestärken, daß für's Erste wenigstens und bis weiter die Kunst, ein markiges, lebensvolles, rasches, an's Ende fortretzendes Trauerspiel zu dichten, verloren gegangen, und erst noch wieder aufzufinden ist. Hier haben wir ein

Stück, dem es an Gesinnung und Sprache, an Gedanken, einzelnen interessanten Situationen, auch einzelnen gut gezeichneten Charakteren nicht fehlt. Aber es fehlt am Besten; am Ächten, von Innen herausströmenden, wachsenden, dramatischen Leben. Und Tragödie? — Es ist keine tragische Nothwendigkeit da, keine Schuld noch Nemesis, kein Hindrängen des Helden zum unvermeidlichen Ausgange der Katastrophe. — Politische, religiöse Conflicte großartiger Natur — o ja! Aber der Mittelpunkt, an den wir uns halten müßten, läßt uns im Stich. Morig ist es nicht. Der Kaiser soll es eigentlich nicht sein, schiebt sich aber doch immer mehr und mehr an die Stelle des Helden, verdrängt ihn allmählig, und gewinnt für sich die Bedeutung und Gunst, welche doch jenem vorzugsweise zugewendet sein sollte. — Das Stück ist zu zahm am Bügel der Geschichte hingeführt. Es hat poetische Reden, bedeutende ernste und auch ironische Anspielungen, deren Scheine in unsre Tage herüberleuchten, und vom Publikum lebhaft zurückblitzen; aber keine poetische, durchschlagende Thatkraft. Die stets wiederkehrenden Worte: Deutschlands Einheit, deutsches Volk, Freiheit — werden, jenen Fürsten, die an dergleichen nicht dachten, in den Mund gelegt, zu bannalen Phrasen, deren Pathos wohl an's Ohr klingt, tiefer gehende Forderungen aber nicht befriedigt. Von den vorkommenden Gestalten sind der Kaiser, Kurfürst Johann Friedrich, Granvella und der Narr am besten gezeichnet. Morig wirft zuerst keinen rechten Schatten, bekommt nachher kein rechtes Licht. Philipp von Hessen ist eine magere Figur, zuletzt in seinem Stumpfsein eine unangenehme Verzerrung. Die Frauen sind höchst unbedeutend. In Anna's Widerwillen und Feindseligkeit gegen ihren Mann liegt eine Unnatur, welche in kalte Widrigkeit ausartet. Die alte blinde Herzogin von Sachsen soll ein Princip des Hasses gegen den Kaiser repräsentiren. Was der Dichter sich bei dieser Gestalt gedacht hat, fühlt man wohl heraus, aber es kommt nicht zur wirklichen Erscheinung.

Gespielt wurde Manches gut (Johann Friedrich, Morig). Einzelnes vortreflich (der Kaiser, Granvella, der Narr). Vieles ward auch verfehlt. Anna hatte in der Liebe keine Innigkeit, im Haß keinen Schmerz. Philipp von Hessen schlenderte nur so hin. Markgraf Albrecht ist wohl ein roher Kriegsmann, aber darum muß er doch kein so entseßlicher Brüller sein.

Uebrigens ist das Stück mit der Scene im fünften Act zwischen dem Kaiser und Morig zu Ende. Was nachher aus Morigens Familie werde, ob er selbst lebe oder sterbe, ist für uns gleichgültig. Seine Sendung hat er, so weit sie in den Grenzen des Stücks liegt, vollendet. Warum soll er uns im Stücke sterben? — Es soll doch wohl keine Buße sein? Er hat ja Nichts zu büßen. Was er im Anfang, aus Zerrthum und Anhänglichkeit an den Kaiser, gefehlt, hat er nach menschlichen Kräften und Möglichkeiten wieder gut gemacht. — Oder soll es eine

Belohnung sein, daß er im Siege stirbt, nachdem er die Seinigen befreit hat? — Das wird nicht klar. Es sollte und müßte aber klar werden. Folglich steckt hier ein Fehler. — Der ganze Schluß — eigentlich ein Epilog — ist ein Fehler. — Daß man ihn bei der ersten Aufführung hat spielen lassen, ist deshalb nicht zu tadeln, weil der Zuschauer das ganze Stück, wie es nun einmal existirt, kennen lernen will und soll. Aber bei einer Wiederholung müßte er wegleiben, er schadet der Wirkung des Stücks ganz offenbar. Wir gingen alle ganz abgekühlt aus dem Hause. — Wenn ich das Unglück hätte, Theaterdirector zu sein, hier würde ich mir in der redlichsten Gesinnung gegen den Dichter einen resoluten Strich erlauben. Bleibt doch aus der »Maria Stuart« der Schluß, wie Schiller ihn gedichtet, auch weg (die letzten Scenen der Elisabeth), und gewiß zum Vortheil der Darstellung. — Was Schiller sich gefallen lassen kann, das ist auch für Prüg keine Kränkung.

### Ueber den Artikel aus Oldenburg in N<sup>o</sup> 52 der Bremer Zeitung.

Da in der mit N<sup>o</sup> 17 der »Neuen Blätter für Stadt und Land« ausgegebenen »Berichtigung« der Verfasser des Artikels in N<sup>o</sup> 52 der Bremer Zeitung den Urtheilspruch des Publikums über das Verfahren herausfordert, welches der Verfasser des in N<sup>o</sup> 8 der Mittheilungen enthaltenen Aufsatzes »an Kalph« beobachtet, so wird gestattet sein, ihm zu bemerken, daß das Publikum nicht bloß jenes Verfahren, sondern auch diesen Zeitungsartikel vor seinen Richterstuhl gezogen und darüber gesprochen hat.

Der Zeitungsartikel hat hier Aufsehen, bei den ruhig Unparteiischen freisinnig Wohlthenden gerechten Unwillen erregt.

Wie mag, sagen sie, Jemand in seinem Verdruß über einen kritischen Aufsatz sich gleich so weit vergessen und verirren, auf die Unterdrückung eines Blattes hindeuten, welches durch Aufnahme jener Kritik seinen Jörn reizt? — Da der Verfasser wahrscheinlich ein Oldenburger ist, so begehrt er doppeltes, dreifaches, zehnfaches Unrecht. Denn alsdann weiß er genau, daß wir das leider im ganzen deutschen Vaterlande wieder umherschleichende Gespenst der feigen Scheu vor jeder gerade ausgesprochenen öffentlichen Meinung bis jetzt Gott sei Dank bei uns noch nicht erblickt haben, und er sollte sich hüten, uns dergleichen Unhold heraufzubeschwören. Daß er am Schluß hinzusetzt: »Wenn wir auch unsrerseits weit entfernt sind, solche Vorschläge angemessen zu finden, so würden wir es doch um so wünschenswerther erachten, wenn das Publikum selbst durch und aus sich die nöthige Abhilfe zu

schaffen versuchte« — macht die Sache nicht besser. Das Publikum, viel zu klug, sich durch solche Wendung täuschen zu lassen, verlacht in diesem schwachen Kunstgriff nur den schlaun gemeinten Versuch des Verfassers, die Gehässigkeit jenes Verlangens von seiner Person abzuweisen. Und wenn er glaubt: daß sein Wunsch auch der des Publikums sei, daß sein Ausspruch die öffentliche Meinung regieren oder repräsentiren könne, so befindet er sich in einem argen Irrthume.

So theilen wir namentlich seine Ansicht von der Verwerflichkeit oder dem Unwerth der »Mittheilungen« keinesweges, sondern finden dies Blatt gerade andern gegenüber nicht allein nützlich, sondern jetzt nothwendig. Alle Klugheit nur von einer Seite? — Mit nichts. Im Bremer Rathhause steht der gute alte Wandspruch:

Eines Mann's Rede ist keine Rede.  
Man soll sie hören alle Bede!

Und den wollen wir hier auch beherzigen.

Der von dem Verfasser des Zeitungsartikels ausgesprochenen Achtung hiesiger Zustände ist kein großer Werth beizulegen. Denn es verräth gewiß eine schwache Gesinnung, wenn Einer gegen die Kritik, die ihn, den andern Denkenden, verletzt, sogleich das Einschreiten der Gewalt, die rohe Hülse des Verbiethens aufruft, welche er doch, wenn sie seine Sache bedrohet, als eine unleidlich despotische Maßregel beschreiben würde. Ist euer hochausgesaunter Liberalismus so enger ängstlicher Natur, daß er seine Saat nur auf dem eigenen kleinen Felde gelten läßt, das nämliche Gewächs auf dem Felde des Nachbarn aber als giftiges Unkraut verlästert? Also für Euch — das kann nicht anders sein — volle Pressfreiheit. Wo sie aber gegen Euch angewendet wird, da »läßt sie sogleich die Achtung außer Augen, welche man einem gebildeten Publikum schuldig ist«, da muß sogleich: Kreuzige! Kreuzige! geschrieen werden.

„Jene machen Partei! Welch unerlaubtes Beginnen!  
Aber unsre Partei, freilich, versteht sich von selbst!“

Ach, was habt ihr Herren eine schwache, dünne, franke Haut! — Jeder Nadelstich geht durch bis in's empfindlich zuckende Herz!

Daß Herr Stahr in N<sup>o</sup> 17 der »Neuen Blätter für Stadt und Land« erklärt: »er sei nicht der Verfasser jenes Artikels in N<sup>o</sup> 52 der Bremer Zeitung«, wäre für Diejenigen überflüssig gewesen, die ihn zu kennen glauben. Die sagten, auf die Frage: ob das wohl sein könnte? — sogleich: »Unmöglich!« »Weder von ihm, noch durch ihn veranlaßt!« — »Ich lege meine Hand in's Feuer, daß der Artikel nicht von ihm ist.« — »Und wenn ich ihn in seiner Handschrift vor mir sähe, würde ich noch meinen Augen nicht glauben!«

Aber für Die, welche ihn weniger kennen, war die Erklärung doch am rechten Orte. Denn daß Manche in

diesem Falle an seiner Gesinnung zweifeln, mag ihm hier auch nicht verschwiegen bleiben.

Oldenburg, März 1., 1844.

### An das Publikum.

In einer, »Berichtigung« überschriebenen Zugabe zu N<sup>o</sup> 17 der »Neuen Blätter für Stadt und Land« hat der Verfasser des Artikels in N<sup>o</sup> 52 der Bremer Zeitung mich bei Dir verklagt. Er sagt, ich hätte in meinem Zorn »an Kalph« den von ihm in N<sup>o</sup> 52 der Bremer Zeitung veröffentlichten Artikel entstellt, hätte Stellen ausgelassen und übergangen, und die Sache so dargestellt, als hätte er, »die Correspondenz aus Oldenburg« den weltlichen Arm gegen die Mittheilungen zu Hilfe gerufen; er aber sei gar nicht Derjenige, welcher u. s. w. Ich könnte nun entgegnen, daß der Herr Verfasser nicht zur Klage legitimirt wäre, denn ich habe gar nicht gesagt, daß der Einsender jenes Artikels den weltlichen Arm zu Hilfe rufe; ich habe gesagt, »er gebe einen Beleg für seinen Ausspruch«, man habe den Wunsch ausgesprochen u. s. w. Aber ich habe es gern, wenn man die Sache vor Deinen Richterstuhl bringt, und daher will ich auf die Klage mich einlassen.

Zuerst gestehe ich ein, daß ich die gerügten Auslassungen begangen, leugne aber, daß ich dadurch jenen Artikel entstellt habe.

Ich lese die Bremer Zeitung mit Mehreren, und kann sie nur kurze Zeit behalten. Erst als ich N<sup>o</sup> 52 schon weggeschickt hatte, fiel mir ein, an Kalph zu schreiben. Ich konnte die Zeitung desfalls nicht gut wieder holen lassen, und schrieb daher, was ich daraus anführte, aus dem Gedächtnisse nieder. Es war aber nur das Wesentliche mir gegenwärtig geblieben, die Floskeln und Verzerrungen waren mir entfallen, auch dachte ich nicht, daß es eben darauf ankäme, denn ich hielt sie eben für — Redensarten. Ich dachte sie mir als eine der gewöhnlichen Formeln, die bei Zeitungsträgern und Zeitungsträgerinnen beliebt sind und von ihnen häufig angewandt werden, wie z. B.:

«Haben Sie's denn schon gehört, Frau Nachbarin, was die böse Welt sagt? Das ist doch ein Skandal! — Ja, ich bin diesen Morgen wohl schon in zehn Häusern gewesen, aber in allen sagten sie, das müsse die Obrigkeit nicht dulden, das wäre ja ein Schimpf für unsere Stadt. Der Magistrat müsse sich darin legen. — Ja, so sagten sie, aber ich? bewahrel! ich sage das nicht. Sie kennen mich ja. Ich denke: leben und leben lassen! und ich decke gern Alles mit dem Mantel der christlichen Liebe zu. Aber

ich muß doch einmal geschwind zu der Frau Waise Stadt schreiben gehn; was die wohl dazu sagt? Ob ihr Mann es wohl schon weiß?»

Und nun urtheile, liebes Publikum! Was denkst Du von dieser Correspondenz von einem Hause in's andere, und was von der aus Oldenburg in N<sup>o</sup> 52 der Bremer Zeitung?

Der Verfasser des Zorns »an Kalph« in N<sup>o</sup> 8 der Mittheilungen aus Oldenburg.

### Berichtigung.

Wenn Herr Prof. Dr. Stahl in N<sup>o</sup> 17 der »Neuen Blätter« erklärt, daß er der Verfasser der Correspondenz in N<sup>o</sup> 52 der Bremer Zeitung nicht sei, so geben wir ihm hier die Versicherung, daß man dies, außer in gewissen Kreisen, auch nicht geglaubt hat; doch lassen wir es uns nicht absprechen, daß der Stein des Anstoßens nicht außerhalb der Sphäre liege, in welcher der Herr Dr. sich bewegen muß. 01.

### Kirchennachricht.

Vom 24. Febr. bis 1. März 1844 sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: Keine.
2. Getauft: 55) Martin Dieblich Heinrich Klotzger, Stau. 56) Sofine Anna Friederike Catharine Meyer, Oldenburg. 57) Magdalene Elisabeth tom Dieck, Oldenburg. 58) Emilie Martina Christiane Nolfs, Oldenburg. 59) August Wilhelm Eugen Rauwert, Oldenburg. 60) Ein uneheliches Mädchen, Oldenburg.
3. Beerdigt: 38) Wittve Gesche Margarethe Deffen, geb. Helms, 56 J. 10 M., Epphorn. 39) Wilhelmine Margarethe Dieckmann, 4 M., Everßen. 40) Johann Friedrich Andreas Rogge, 72 J. 11 M., Oldenburg. 41) Herr Hofrath Dr. Carl Bertholdi, 47 J. 1 M., Oldenburg. 42) Margarethe Sophie Catharine von Garten, 73 J. 9 M., Oldenburg. 43) Seilermeister Johann Heinrich Andreas Lübbers, 82 J. 9 M., Oldenburg. 44) Johann Erhard Graßmann, 80 J., außer dem Heil. Geistthore.

### Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntage, den 3. März.

Vorm. (Anf. 8 Uhr) Herr Hofprediger Wallroth.  
Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Geh. Kirchenrath Dr. Böckel.  
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Hüfsprediger Baelmann.

Freitag, den 8. März.

Vassionspredigt: Herr Candidat Ramsauer.

Von diesem Sonntage an nimmt der Gottesdienst eine halbe Stunde früher seinen Anfang.

# Mittheilungen

aus

## Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

3ehnter Jahrgang.

N<sup>o</sup> 10.

Sonnabend, den 9. März.

1844.

### Theater.

#### Bopf und Schwert.

Historisches Lustspiel in fünf Akten von Gutzkow.

Ja wohl, ein historisches Lustspiel! Ein gutes, rasches, resolutes Lustspiel, rund und zugleich eckig. Und die scharfkantigen Ecken sind eben ein Hauptverdienst desselben. Die Geschichte des Stückes (ganz folgerichtig in allen einzelnen Scenen bringe ich sie wohl nicht zusammen) ist ziemlich einfach. Der Erbprinz von Baireuth oder Anspach (Ihre Maj. die Königin von Preußen hat so oft die Gnade, diese kleinen Fürstenthümer zu verwechseln, daß der Prinz am Ende selbst nicht weiß, wie er sich zu nennen habe) kommt von Rheinsberg, dem Verbannungsorte des Kronprinzen, nach Berlin an den Hof, wo Se. Maj. der König Friedrich Wilhelm I. Höchstherrn Familie und Umgebung in strenger Zuchtmeistererei beglücken. Der Prinzessin Wilhelmine in dem Franzosen La Harpe einen Lehrer der französischen Sprache zuzuschmuggeln, ist seine officiële Aufgabe. Nebenher übernimmt er auch das unofficiële Geschäft, sich in die Prinzessin zu verlieben. Sie versteht sich auf Zureden dazu, heimlichen Unterricht zu nehmen, und proponirt als Schullokal die königliche Waschküche, wo sie auf Befehl des Herrn Papa täglich ein paar Stunden zubringen muß. — Die Königin will den Prinzen für ihre Pläne gewinnen, wonach der Prinz von Wales mit der Hand ihrer Tochter beglückt werden soll. Der König, unentschieden, ob er hierin seiner Gemahlin nachzugeben, oder den Erzherzog Leopold vorzuziehen habe, wird doch für das Erste her-

umgebracht, seitdem der Ritter Gottham als englischer Gesandter gekommen ist, für den Prinzen von Wales zu werden. [Ich bin mir bewußt, nicht ganz genau zu erzählen, da ich das Stück nicht gelesen, erst einmal gesehen habe, und von der ersten Vorstellung der Zuschauer manches Einzelne nicht behält, was doch für den Zusammenhang Bedeutung hat.] Der Erbprinz von Baireuth oder Anspach ist in Verzeßung. Zum Glück findet er in Gottham einen früheren Bekannten aus London, welcher die ihm dort vom Prinzen erwiesenen Dienste dankbar vergilt, indem er ihm vertraut, die Vermählung des Prinzen von Wales mit der Prinzessin werde nur unter der Bedingung vom Parlament gut geheißsen, daß man sich preußischer Seits zu einem neuen Handelstractat herbeilasse, welcher für englische Waaren, Baumwolle u. dgl. vortheilhafter sei, als der jegige. Da des Königs Verweigerung hierin zu vermuthen, werde aus der Heirath wohl Nichts werden. Die Unterhandlung wird eröffnet. Auf der einen Seite sitzt die Königin mit der Tochter, auf der andern der König mit dem Erbprinzen, in der Mitte Gottham. Prinzessin Wilhelmine, welcher der Erbprinz sehr wohl gefällt, will auffahren, als sie hört, daß sie gegen Baumwolle und Colonialwaaren verhandelt werden soll. Mama beschwichtigt sie jedoch. Als aber der Papa durch Vorlesung des Heirathstractats vernimmt, was er gegen die ihm gebotenen Vortheile eingehen soll, wird er wild, sagt, er wolle den Engländern zeigen, daß er nicht so »baumwollisch« gesinnt sei, schneidet die Unterhandlung (er hatte sich schon zu der unerhörten Mitgift von 40,000 Thalern Preußisch Courant —! — und zu 2000 Thalern Nadelgeld jähelich — aber damit Punktum! — verstan-